

¹ZHAW Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften, Departement Gesundheit, Institut für Pflege, Winterthur

²FHdD Fachhochschule der Diakonie, Bethel bei Bielefeld

³Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Medizinische Fakultät, Institut für Gesundheits- und Pflegewissenschaft Daniela Händler-Schuster¹ (Dr. rer. medic.), Michael Schulz² (Prof. Dr. rer. medic.), Johann Behrens³ (Prof. Dr. habil.)

«Mein Lohn ist, dass ich darf». Wie Hausmütter den Machtverlust ihrer Position in Häusern für «Kranke und Pflegebedürftige» zwischen 1945 und 1995 im Rückblick erinnerten

● Was ist (zu dieser Thematik) schon bekannt?

Hauseltern waren bis in die 1980er-Jahre in Häusern für Kranke und Pflegebedürftige erste Ansprechpersonen.

● Was ist neu?

Hausmütter hatten enorme Macht, und zwar in der Zeit während der Übernahme, der Verwirklichung als auch bis zum Verlust ihrer Funktion.

● Welche Konsequenzen haben die Ergebnisse für die Pflegepraxis?

Die Ergebnisse weisen auf die Wichtigkeit hin, Pflege als eine arbeitsteilige Aktivität in Bewohner(innen)gemeinschaften mit fachlicher Beratung zu analysieren und ihre Eigenständigkeit als Disziplin hervorzuheben.

Betriebsfamilien waren im 20. Jahrhundert weit verbreitet. Da kaum empirisches Material zur Funktion der Hausmutter existiert, sollte in einer qualitativen Studie untersucht werden, wie Mitglieder die Funktion der Hausmutter zwischen 1945 und 1995 erinnerten und wie gemeinschaftliches Leben in damaligen Betriebsfamilien möglich war. Methodisch orientierte sich das Vorgehen sowohl an dem Verfahren der Oral History und an den Ansätzen der Grounded Theory als auch an der sequenziellen Line-by-Line-Analysis. Aus den Befragungen der Gesamtstudie (n = 42) wurden für den vorliegenden Artikel die Interviews mit neun Hausmüttern verwendet. Fokussiert wurde die Frage, wie

Hausmütter berufsbezogene Entwicklungen im Rückblick erlebten und wie diese auf die Funktion der Hausmutter Einfluss genommen haben. Als Ergebnis konnten drei Phasen definiert werden, welche die Hausmutter mit ihrer Funktion durchlief. Dieser Artikel beschreibt die dritte Phase «Aus der Funktion der Hausmutter ausscheiden – verlorene und enttäuschte Macht und Herrschaft». Hausmütter waren nicht nur Hauswirtschafterinnen, sondern auch Pflegenden, die mit ihrer Stellung im Haus neben dem Hausvater das betriebsfamiliale Oberhaupt bildeten. Mit den Mitgliedern der «Familie» in einem Haus zu leben belastete Hausmütter, gleichzeitig konnten sie aber davon profitieren, weil sie über viele Freiheiten verfügten, was mit der Kernkategorie Macht und Herrschaft beschrieben werden konnte.

Schlüsselwörter: Betriebsfamilie, Hausmutter, Hauseltern, Pflegegeschichte, Professionalisierung

Einleitung

Noch im 20. Jahrhundert waren im deutschsprachigen Raum diakonie-typische Betriebsfamilien unter dem Namen der Hauselternfamilie weit verbreitet. Hauselternfamilien waren sogenannte Betriebsfamilien. Sie bedienten sich der Attribute typischer Familien – ohne jedoch selbst Familie zu sein (Behrens, 2008). Ursprünge von Hauselternfamilien lassen sich bis in das 17. Jahrhundert zurückverfolgen, Wurzeln sind in der Geschichte der Anstalts- und Heimerziehung zu finden (Obst, 2002; Häusler, 2007; Sattler, 2007, Händler-Schuster, Schulz & Behrens, 2012a; Händler-Schuster, Schulz, Neumann & Behrens, 2012b). Hauseltern waren typisch für einige diakonische Gemeinschaften in Deutschland. Am Beispiel der von Bodelschwingschen Stiftungen Bethel, der größten diakonischen Einrichtung in Europa, zeigt die Literatur, dass die ersten Hauseltern von 1894 bis 1919, also 25 Jahre, tätig waren (Frick, 2002). Hauseltern waren in der Regel ein evangelischer Diakon mit seiner Frau oder eine Diakonisse mit einem Pfarrer (Benad, 2006; 2008; Neumann, 2010). Der Diakon und seine Ehefrau lebten mit ihrer eigenen Familie, also den leiblichen Kindern, und Menschen, die ihrer Hilfe bedurften, zusammen in einem Haus. Zu den «fremden» Menschen zählten Obdachlose, Alkoholranke, Alte und gebrechliche Menschen, aber auch

psychiatrisch erkrankte und epilepsiekranken Menschen, die mit Hauseltern eine «Familie» bildeten. Aus der Geschichte lässt sich ableiten, dass Hauselternfamilien ursprünglich als kleine Wohneinheiten (6 bis 12 Personen) gebildet werden sollten (Busch, 1992). Durch die politische Situation (Krieg, Not und Armut) wurden aus den geplanten kleinen Einheiten große Wohnhäuser, in denen Hauseltern häufig mit mehr als hundert pflege- und betreuungsbedürftigen Menschen lebten (Händler-Schuster, 2011; Händler-Schuster, Schulz & Behrens, 2011; Händler-Schuster et al., 2012a, 2012b). Hauseltern achteten dabei bis in die 1970er-Jahre auf eine Geschlechtertrennung der Bewohner(innen) in den Pflegehäusern, was die Aufsicht über die sexuelle Enthaltbarkeit der unverheirateten Schwestern, Küchengehilfen und (Jung-)Brüder einschloss (Meyer zu Bargholz, Bensiak, Egli, Gößling, Gysae, Hentig et al., 1975). Zum Aufgaben- und Verantwortungsbereich der Hausmütter zählte es, neben der wohnlichen Gestaltung des Hauses und der Organisation des Wirtschaftsbereiches die Pflege und Betreuung der «Kranken» und «Pflegebedürftigen» zu gewährleisten. Sie hatten die Aufgabe, für eine wohnliche Atmosphäre zu sorgen, die von «Mütterlichkeit» geprägt sein sollte (Tegtmeyer, 1948). Ab den 1960er-Jahren veränderte sich die Kultur in den diakonischen Einrichtungen (Benad, 2008) und Hauseltern wurden seltener; Gründe lagen einerseits in der Professionalisierung der Pflege, andererseits in der Einführung von umfassenden Sozialversicherungen. Die Annahme, dass eine diakonische Tätigkeit auch in größerer persönlicher Freiheit möglich sei, beeinflusste die Entwicklungen (Randzio, 2008; Händler-Schuster et al., 2011). Zudem hatte sich das Selbstverständnis der Frauen dahingehend verändert, dass immer weniger Frauen bereit wa-

ren, sich unter den gegebenen schlechten Bedingungen als Hausmütter zu engagieren (Händler-Schuster et al., 2012b). Auch den Bewohnern damaliger Pflegehäuser wurde im Zuge von Isonalisierungsbemühungen eine neue Bedeutung zugesprochen. So wurde professionelles Handeln in der Interaktion von Professionellen und ihren Klienten als Interaktionsprozess beschrieben, bei dem das Fallverstehen zunehmend an Bedeutung gewann (Oevermann, 1997; Händler-Schuster et al., 2012a). Heute versteht sich die professionelle Pflegepraxis als ein Arbeitsbündnis zwischen Klienten und Professionellen, was die Beziehungspraxis in den Vordergrund stellt (Behrens & Langer, 2004). Professionalisiertes Handeln zeichnet sich durch die Verbindung von Merkmalen des wissenschaftlichen Diskurses und praktischer Problembearbeitung aus. Die Funktion der Hausmutter wurde bislang in der Pflegeliteratur so gut wie nicht berücksichtigt, obwohl anzunehmen ist, dass insbesondere Hausmütter das System der Hauselternfamilie und damit die pflegerische Ausgestaltung wesentlich geprägt haben. Die Auseinandersetzung mit dem Konzept der Hauselternfamilie sowie der Bedeutung der Hausmutter in diesem System ist besonders wichtig. Heute werden in vielen Institutionen der Langzeitpflege Menschen betreut und gepflegt, die in damaligen Hauselternfamilien gelebt haben und die von ihrer Geschichte berichten. Pflegenden können keine Bezüge zu Hauselternfamilien herstellen, weil das Wissen aus der evidenzbasierten Literatur fehlt. Es ist zu beobachten, dass die Beliebtheit von alternativen Wohnkonzepten zum Pflegeheim steigt. In neueren Konzepten lassen sich Bezüge zu Hauselternfamilien herstellen, zum Beispiel wird das gemeinschaftliche Leben, in dem miteinander gekocht und gearbeitet wird, als neue Form der Pflege be-

schrieben, ohne darauf hinzuweisen, dass es eine Konzeption solcher Angebote dazu bereits einmal gegeben hatte (Flückiger & Widmer-Huber, 2006; Faensen, 2007; Richter, 2008). In neueren Wohn- und Gemeinschaftskonzepten für Menschen mit Demenz taucht der Begriff der Hausmutter als zentrale Bezugsperson wieder auf (z. B. im Cantou-Konzept). Allerdings kann aus der vorhandenen Literatur nicht abgeleitet werden, dass die Funktion der Hausmutter in der in der Pflegegeschichte schon einmal vorhanden war (Fiedler, 2002; Knauf, 2002; Eurofound, 2007). Da die Geschichte der Hausmütter in der Diakonie im Allgemeinen und in den von Bodelschwingschen Stiftungen Bethels im Speziellen zunehmend in Vergessenheit gerät, entstand 2008 an der Medizinischen Fakultät der Universität Halle-Wittenberg im Institut für Gesundheits- und Pflegewissenschaft und in der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie in Bethel ein Dissertationsprojekt, das auf die diakonietypische Funktion der Hausmutter fokussierte.

Forschungsfrage und Zielsetzung

Das Dissertationsprojekt ging der Frage nach, wie sich die diakonietypische Hausmutter-Funktion in der Erinnerung der Hausmütter und der Mitglieder der «Familie» auf die Interaktion mit den Mitgliedern der «Familie» gestaltete und welche Bedeutung ihr zugeschrieben wurde. Der vorliegende Artikel verfolgt die untergeordnete Frage, wie Hausmütter berufsbezogene Entwicklungen erinnerten und wie diese auf die Funktion der Hausmutter Einfluss genommen haben. Die Studie zeigt im Hinblick auf die Machtverhältnisse diakonischer Betriebsfamilien ein hochkontroverses Thema auf, aus dem die heutige Pflegepraxis lernen kann. Erkenntnisse können das Wissen der

Geschichte damaliger Hausmütter sowie Familien erhellen und im günstigsten Falle in Diskussionen neuerer Wohn- und Hausgemeinschaften einfließen.

Methodische Überlegungen

Da kaum empirisches Material zur Lebenswelt ehemaliger Hausmütter in pflegebezogenen und sozialen Settings existiert, orientierte sich das Erhebungsverfahren an der Oral-History-Methode (Heinz & Behrens, 1991; Hackmann, 1999). Neben der Analyse der Quellen, die in Archiven gefunden werden konnten, sollte durch die mündlich erinnerte Geschichte das Bild vergangener Hauselternfamilien ergänzt und gegebenenfalls auch korrigiert werden (Hackmann, 1999). Das Auswertungsverfahren folgte dem Ansatz der Grounded Theory, in der die Line-by-Line-Analysis Anwendung fand (Corbin, 2002). Der Ansatz der Grounded Theory ist ein Verfahren sozialwissenschaftlicher Hermeneutik zum Verstehen, Deuten und Auslegen von Texten und Symbolisierungen mit dem Ziel, eine Theorie gegenstands-begründet aus den Daten herauszuarbeiten, womit die Betrachtung von Interaktionen, Verhaltensweisen und Erlebnissen damaliger Hausmütter zu ihren Aufgaben- und Verantwortungsbereichen transparent gemacht werden soll (Strauss & Corbin, 1996; Behrens & Langer, 2004). Angelehnt an die methodischen Vorgehensweisen anderer Forschungsarbeiten, beispielsweise Heinz und Behrens (1991) sowie Keddy, Cable, Quinn und Melanson (1993), kam eine Kombination beider Verfahren zur Anwendung. Dabei wird anhand der Herausbildung einer Kernkategorie eine Theoriebildung ermöglicht. Ziel der vorliegenden Arbeit war eine Theorie zu bilden, die Auskunft darüber gibt, wie sich aus der rückblicken-

den Betrachtung damaliger Hausmütter ihr Leben in der Interaktion mit den Mitgliedern damaliger Hauselternfamilien gestaltete und wie sie ihre Rolle wahrnahmen.

Datenerhebung

Die Datenerhebung anhand von Briefen, Archivmaterial und Sichtung der Literatur zur Geschichte der Diakonie sowie die Erhebung von Oral-History-Interviews und deren Auswertung und komparative Analyse sollten im Wechsel erfolgen und zielten auf eine «theoretische Sättigung» ab. Gemäß Glaser und Strauss (2008) kann allerdings von einer echten Sättigung nicht gesprochen werden, da die soziale Welt unendlich viele Facetten besitzt und in einem ständigen Wandel begriffen ist. Eine theoretische Sättigung ist demnach ein anzustrebendes, aber nicht zu erreichendes Ziel. Aufgrund des umfangreichen Datenmaterials kann angenommen werden, dass wesentliche Aspekte des Themas erfasst werden konnten. Die Kontaktaufnahme zu diakonischen Gemeinschaften im deutschsprachigen Raum war vor dem Hintergrund politischer Schlagzeilen in den Medien, die über Missbrauch und Gewalt ehemaliger Fürsorgeeinrichtungen berichtet hatten, erschwert (Wensierski, 2006). Die Gesprächspartner reagierten sehr zurückhaltend und Unsicherheiten wurden deutlich, indem sie immer wieder auch datenschutzrechtliche Überlegungen anführten. Einen sehr guten Zugang bot die diakonische Gemeinschaft Nazareth in Bielefeld, die zu den von Bodelschwingschen Stiftungen Bethels (Nordrhein-Westfalen) gehört. Im Vergleich zu anderen diakonischen Gemeinschaften verfügt Bethel über die meisten Belege zu ehemaligen Hauselternfamilien, weshalb sich weitere Schritte in Bezug auf die Analyse der diakonietypischen Hausmutter-Funktion auf Bethel konzentrierten.

Rekrutierung der Befragten

Im Februar 2009 erhielten alle Mitglieder der diakonischen Gemeinschaft Nazareth (etwa 1000 Personen) über den Nazarethbrief (2/2009), der quartalsweise im Jahr veröffentlicht wird, eine Beschreibung der vorliegenden Untersuchung mit dem Ziel, ehemalige Hausmütter und ihre Familien zu erreichen. Neben ehemaligen Hausmüttern sollten auch Hausväter befragt werden, um so durch das gemeinsame Erzählen erlebte Geschichte besser verstehen zu können. Alle Interviews wurden auf einem digitalen Diktier- und Aufnahme-garät aufgezeichnet und orientierten sich an die vier Prinzipien qualitativer Forschung – Offenheit, Kommunikation, Naturalizität und Interpretativität (Lamnek, 2005). Mit der *Offenheit* und der *Kommunikation* wurde versucht, der in Erinnerung gerufenen Geschichte der Hausmütter mehr Gewicht zu geben als der Theorie. Ebenso wurden eine bewusste Offenheit und Flexibilität innerhalb der Interviews angestrebt, indem die Planung und die Durchführung der Befragung sich dem Tempo der jeweiligen Erzählweisen angepasst haben. Dabei wurde eine natürliche Atmosphäre angestrebt. Die Interviews wurden bis auf eines in den privaten Räumen der Befragten geführt. Mit der *Naturalizität* wurde versucht, möglichst natürliche Situationen während der Interviews zu schaffen, um soziales Handeln, soweit dies aus der Retrospektive möglich war, zu erforschen. Mit der *Interpretativität* sollten Handlungsmuster von Hausmüttern interpretativ mit der Analyse der Interviews gedeutet werden. Um eine einheitliche Vorgehensweise zu erreichen, wurden Erzählreize entwickelt, die in jedem Interview Anwendung finden sollten.

Datenanalyse

Alle digital aufgezeichneten Interviews wurden von der Erstautorin vollum-

fänglich transkribiert, wobei die allgemeinen Richtlinien der Textgestaltung berücksichtigt wurden (Bortz & Döring, 2006). Im Schritt des offenen Kodierens wurden die Daten ohne Fragestellungen nach Schwerpunktthemen sortiert, zentrale Aussagen der Befragten wurden in diesem Schritt zusammengefasst. Es wurden wörtliche Aussagen übernommen, aus denen dann Kategorien gebildet wurden, und zwar so, dass genannte Wörter in den Kategorien selbst enthalten blieben (In-vivo-Codes). Einzelne Textabschnitte wurden dann miteinander verglichen und nach Kodierungen geordnet. In der Folge wurden die Transkripte nochmals unter den Fragestellungen analysiert, um die Kodierungen mit dem ersten Durchlauf zu vergleichen. Im Schritt des axialen Kodierens wurden Kategorien auf ihre Stärke hin untersucht und neu zusammengesetzt, wozu die Kategorien im Hinblick auf Eigenschaften und Ausprägungen analysiert wurden. Durch das In-Beziehung-Setzen konnten die Kategorien weiter verdichtet und abstrahiert werden. Im Schritt des selektiven Kodierens wurde gezielt nach der Kernkategorie als zentralem Phänomen gesucht. Das selektive Kodieren diente dazu, alle ausgearbeiteten Kategorien zu einer Grounded Theory zu integrieren, indem die Kategorien abwechselnd aufgenommen und mit der Kernkategorie in Beziehung gesetzt wurden (Strauss & Corbin, 1996). Der Analyseprozess erforderte unter der Berücksichtigung des offenen, axialen und selektiven Kodierens ein dreimaliges Sichten des Materials.

Gütekriterien

Wie auch in Händler-Schuster et al., 2012b beschrieben, orientierte sich der Forschungsablauf sowohl an den vier Gütekriterien «Glaubwürdigkeit», «Originalität», «Resonanz» und «Nützlichkeit» (Charmaz, 2006), als auch an den

allgemeinen Gütekriterien der hermeneutisch-interpretativen Forschung (Mayring, 2002). Entsprechend sollte die Theoriebildung dem realen Leben der Hausmütter und damaliger Mitglieder früherer Betriebsfamilien entsprechen. Es wurde eine «Generalisierbarkeit» der Theoriebildung angestrebt, und zwar durch den Vergleich unterschiedlicher Settings und Kontexte, in denen Hausmütter tätig waren. Mit der «Verfahrensdokumentation» wurden einzelne Schritte festgelegt, die sich an dem Vorgehen einer Grounded Theory orientierten. Die «Interpretationsabsicherung» erfolgte im stetigen Vergleich der Daten mit der Literatur, den Daten aus der Voranalyse und der Kontrastierung von Vergleichsfällen. Die Nähe zum Gegenstand wurde angestrebt, indem die Interviews weitestgehend bei den befragten Zuhause durchgeführt wurden. Als Vorteil erwies sich, dass die Erstautorin als Mitarbeitende in einem Haus von Hauseltern arbeitete. Vor diesem Hintergrund wurden die Interviews und die Kodierung regelmäßig mit dem Zweit- und Drittautor kritisch reflektiert. Die kommunikative Validierung erfolgte, indem Themen, die sich aus den Interviews herauskristallisierten, in die darauffolgenden Interviews einfließen, um ihre Relevanz oder Irrelevanz festzustellen. Mit dem Einsatz von unterschiedlichen Methoden, die zur Beantwortung der Fragestellung führen sollten, wurde versucht, der Triangulation Rechnung zu tragen.

Ethische Richtlinien

Nach Rücksprache mit der Ethikkommission der Medizinischen Fakultät in Halle-Wittenberg wurde bestätigt, dass ein Votum der Ethikkommission nicht erforderlich ist, wenn die Datenschutzbestimmungen und forschungsethische Prinzipien eingehalten werden. Dem Recht auf Selbstbestimmung wurde durch eine informierte Zustimmung entsprochen, die sowohl münd-

lich wie auch schriftlich erfolgt war (Silvermann, 2006).

Ergebnisse

Beschreibung der Befragten

Für die Gesamtstudie konnten insgesamt 42 Personen befragt werden. Dazu gehörte eine Voranalyse von zwei Interviews, die bereits vollständig transkribiert vorlagen (Behrens, 2008), mit insgesamt sechs Personen, wozu ein Hauselternpaar zählte, eine leibliche Tochter und Mitarbeitende. Zur Hauptanalyse zählten die Interviews mit neun Hausmüttern und acht Hausvätern, fünf leiblichen Kindern sowie acht Bewohnern und einer Bewohnerin. Die Analyse bezog sich auf alle neun Hausmütter, die der Studie für eine Befragung zur Verfügung standen. Die komparative Analyse (Strauss & Corbin, 1996), die einen deutlichen Kontrast zur Hausmutter-Funktion darstellen sollte, erfolgte durch die Auswertung der Interviews mit einer Schaustellerin, einer Diakonisse sowie eines Interviews mit «Eltern» einer Familienwohngruppe und einer Heimleiterin aus Zürich, die sich seit vielen Jahrzehnten als Hausmutter identifiziert. Zusätzlich wurde diese fünf Tage in ihrem Aufgaben- und Verantwortungsbereich während ihrer Arbeit begleitet.

Für die hier vorliegende Teilforschungsfrage wurde der Datensatz von allen neun diakonietypischen Hausmüttern verwendet. Die anderen Datensätze wurden bewusst weggelassen, weil in dem vorliegenden Bericht dargestellt werden soll, wie diakonietypische Hausmütter berufsbezogene Entwicklungen erinnerten und wie diese auf die Funktion als Hausmutter Einfluss genommen haben. Alle befragten Hausmütter arbeiteten mehrjährig in verschiedenen Pflegehäusern Bethels innerhalb der Hauselternschaft.

Die Geburtsjahrgänge der Hausmütter lagen zwischen 1929 und 1958, das Durchschnittsalter betrug 69 Jahre. Fünf der neun befragten Hausmütter verfügten über eine pflegerische Ausbildung in der Kranken- und Altenpflege, die anderen waren im kaufmännischen Bereich qualifiziert oder hatten in der Hauswirtschaft eine Ausbildung absolviert.

Das Phasenmodell der Hausmutter-Funktion

Die diakonietypische Hausmutter im Rahmen ihrer meist jahrelangen Tätigkeit hat folgende Phasen ihrer Entwicklung durchlaufen:

1. *«Sich als Braut auf den Weg machen – geliebene Macht und Herrschaft»;*
2. *«Sich als Hausmutter verwirklichen – umgesetzte Macht und Herrschaft»* und
3. *«Aus der Funktion als Hausmutter ausscheiden – verlorene und enttäuschte Macht und Herrschaft».*

Der vorliegende Artikel belegt durch Textpassagen ausschließlich die dritte Phase der Hausmutter-Funktion. Weitere Ergebnisse aus der Gesamtstudie lassen sich in anderen Publikationen nachlesen (Händler-Schuster et al., 2011; Händler-Schuster et al. 2012a, 2012b).

In der ersten Phase fühlten sich Hausmütter im Rückblick zu Beginn ihrer Funktion überfordert. Sie absolvierten zwar einen Brautkurs, jedoch fühlten sie sich nur wenig auf die Funktion als Hausmutter vorbereitet. Zu der zweiten Phase gehören die Erinnerungen von Veränderungen der inneren und äußeren Strukturen der Häuser, in denen Hausmütter mit ihren Familien gelebt haben. Hausmütter erinnerten sich, Mitglieder der Hauselternfamilie, also die kranken und betreuten Klient(inn)en und die angestellten Helfer(innen), zur Selbstorganisation befähigt zu haben.

Mit der dritten Phase fühlten sich Hausmütter im Rückblick durch die

Entwicklungen und die Zunahme von Spezialisierungen aus ihrer Funktion verdrängt (Händler-Schuster, 2011). Zur dritten Phase konnten vier Kategorien identifiziert werden: 1. Kategorie: *«Zunahme von professionellen Beziehungen»*, 2. Kategorie: *«unlösbare Probleme»*, 3. Kategorie: *«Gewohntes Terrain verlieren»* und 4. Kategorie: *«fehlende Anerkennung»*. Faktoren, die einen direkten Einfluss auf das Leben von Hausmüttern genommen haben und deren Arbeit erschwert, aber auch erleichtert haben, sind die Kategorien: *«Wohnen im Haus der Anstalt»* und *«Persönlichkeit und Kompetenzen»* (Händler-Schuster, 2011; Händler-Schuster et al., 2011).

«Zunahme von professionellen Beziehungen»

Die Befragten erinnerten sich, dass es im Zuge von Professionalisierungsbestrebungen nicht leicht war, sich mit «Hausmutter» ansprechen zu lassen, weil sich dies nicht mit ihrem Pflegeverständnis vereinbaren ließ: *«Früher war das auch üblich, dass alle gleich geduzt wurden. Ich habe gesagt, ich bin Frau J. – er hätte eine andere Mama – und ich wäre nicht seine Mama.»* (Frau J., Z. 20). Besonders die Interviewpartnerinnen, die eine pflegerische Ausbildung absolviert hatten, erinnerten sich an Situationen, in denen sie bewusst Auseinandersetzungen mit ihrem Mann eingegangen waren, um pflegebezogene Kenntnisse umsetzen zu können, was ihnen ihre Vorbildfunktion gegenüber denjenigen, die keine Ausbildung absolviert hatten, bewusst werden ließ.

«Unlösbare Probleme»

Alle Befragten erinnerten sich daran, dass der Wandel, der mit den «neuen» Berufsgruppen und der zunehmenden Professionalisierung der Pflege einherging, die Bewältigung anfallender Aufgaben im Haus erschwerte.

Gleichzeitig wurde aus den Erfahrungen der Zeitzeug(inn)en deutlich, dass der Aufgaben- und Verantwortungsbereich komplexer wurde, womit Probleme schwieriger zu lösen waren: *«Die Probleme waren nicht mehr lösbar, die drückten so.»* (Frau F., Z. 54)

«Gewohntes Terrain verlieren»

Berufsbezogene Entwicklungen führten dazu, dass Hausmütter ihren Aufgaben- und Verantwortungsbereich neu definieren mussten. Einige Hausmütter erinnerten sich daran, dass sie plötzlich keine Arbeit mehr hatten, weil jene Arbeiten nun von «ausgebildetem» Personal übernommen wurden, das nun eigenständig ihren früheren Aufgabenbereich übernommen hatte. Andere, die über eine (pflege-)bezogene Qualifikation verfügten, hatten plötzlich die Schwierigkeit, sich zu positionieren. Da die Funktion der Hausmutter nicht klar beschrieben war, schwächten Entwicklungen, die zur Spezialisierung führten, die Stellung der Hausmütter und stellten diese unter anderem massiv infrage. Trotz der Gegenwehr vieler Hausmütter, die «ihr Revier» zu verteidigen versuchten, war den meisten klar, dass die Veränderung auch den Verlust ihrer Position bedeutete:

«Und die Aufgaben, die ich so gerne gemacht habe, wenn Leute ins Haus kamen – ich sass ja auch gleich vorne – dass ich mit denen reden und durchs Haus gehen konnte, das hat mir keiner gesagt, dass ich's abgeben musste, aber das war klar.» (Frau U., Z. 165)

Nicht für alle Befragten waren die Veränderungen mit Verlust verbunden. Eine Hausmutter erinnerte sich daran, dass die vertraglichen Veränderungen, die mit der Neudefinition ihrer Funktion einhergingen, entlasteten.

«Fehlende Anerkennung»

Alle Befragten erinnerten sich daran, dass der fehlende Lohn ein Faktor war, der ihnen wenig Wertschätzung für

ihre Arbeit vermittelte. Dass die Frauen offiziell «nur» die Ehefrauen der Hausväter darstellten, verletzte sie auch noch im Rückblick. Die Befragten erinnerten sich an die fehlende Anerkennung, die besonders bei der Verabschiedung des Hausvaters aus seinem Amt deutlich wurde. Während dieser von der Gemeinschaft für seine jahrelange Leistung gefeiert wurde, waren es die Hausmütter, denen neben den Rentenbezügen auch die persönliche Anerkennung ihrer Arbeit verwehrt blieb. «Ich war einfach die Frau meines Mannes. Und damals musste mein Mann auch noch Kostgeld für mich bezahlen, also die Suppe, die ich kochte, hat er bezahlt.» (Frau W., Z. 97)

Die Enttäuschung über die fehlende Anerkennung kam besonders zum Ausdruck, als sich die Hausmütter daran erinnerten, dass sie für die im Haus lebenden Bewohner(innen) immer zur Verfügung standen. Das war auch in der Freizeit so: «Wenn ich in die Kirche ging, haben mich die Leute angesprochen, wenn sie eine Unterhose brauchten.» (Frau J., Z. 2). Von allen Befragten hatte sich nur eine Hausmutter entschieden, während ihrer Dienstzeit das Amt niederzulegen, um eine Tätigkeit als Pflegende in einem Krankenhaus wieder aufzunehmen. Diesen Weg beschrieb sie als einen beschwerlichen Weg, der ihr viel abverlangte, weil es nicht üblich war, als Frau einen eigenen Weg zu gehen und sich für die Profession der Pflege einzusetzen.

Einflussfaktoren

«Wohnen im Haus der Anstalt»

Alle Befragten erinnerten sich an die starke Präsenz im Haus («Residenzpflicht») und dass sie, sofern sie als Pflegende qualifiziert waren, sowohl Tages- wie auch Nachtdienst leisteten. Die permanente Präsenz verursachte belastende Momente, in denen die Dis-

tanz fehlte und in denen sich die Hausmütter gewünscht hätten, etwas mehr Abstand zu haben. «Ich hörte jeden Löffel und jedes Gäbelchen klirren und dann habe ich die Fenster zugemacht und da hatte ich das Gefühl, ich kriege keine Luft.» (Frau U., Z. 207)

Die Mehrheit der Befragten erinnerte sich, dass die Präsenz im Haus zu Konflikten mit den leiblichen Kindern führte, weil diese sich an die Regeln im Haus halten mussten. So mussten sie beispielsweise die im Haus übliche Mittagsruhe einhalten und auch die Mahlzeiten mit den Bewohnern zu sich nehmen. Die Befragten erinnerten sich im Rückblick daran, nur wenig Zeit für die leiblichen Kinder gehabt zu haben. Die Residenzpflicht wurde jedoch von den Befragten nicht nur negativ beurteilt. Es wurde auch argumentiert, dass die Präsenz im Haus zu einer Verbindlichkeit führte und zu einem Gemeinschaftsgefühl, das auch Freundschaften zu den Mitgliedern der Familie und deren Angehörigen ermöglicht hatte: «Wenn es da Probleme bei den Kindern gab oder in der Ehe – waren wir da.» (Frau J., Z. 52). Vorteile erlebten die Befragten durch die Vereinbarkeit zwischen Familie und Beruf, was durch das Wohnen im Haus möglich war: «Ich hätte als Krankenschwester nie mit vier kleinen Kindern arbeiten können, die sind immer bei mir gewesen oder um mich, die wussten immer, wo ich gerade bin.» (Frau W., Z. 55). Rückblickend erinnerten sich die Hausmütter an die positive Seite, dass zusätzlich zu der Versorgung und Betreuung der Kinder, welche häufig durch die Mitglieder der Familie übernommen wurde, damit sich die Hausmutter um die organisatorischen Fragen kümmern konnte, es auch genug Raum und Verpflegung gab, um Gäste einladen zu können.

«Persönlichkeit und Kompetenzen»

Die Persönlichkeit und auch die jeweiligen Kompetenzen der Befragten

haben dazu beigetragen, dass sie mit bestimmten Aufgaben eher vertrauter waren als andere. Frau A. (Z. 10) zum Beispiel war zu Beginn ihrer Hausmutter-Funktion die einzige Pflegende und somit auch verantwortlich für die kranken Mitglieder der «Familie»: «Wenn ein Asthmaanfall war oder eine Herzattacke oder ein kleiner Unfall, wurde ich in jedem Fall gerufen.» Die Stärken einer anderen Hausmutter lagen klar in den administrativen Aufgaben, weil sie eine kaufmännische Grundausbildung absolviert hatte. Es kann interpretiert werden, dass die Hausmütter je nach Persönlichkeit und Kompetenzen sich ihren eigenen Aufgaben- und Verantwortungsbereich einrichteten, der dann je nach Schwerpunkt des Pflegehauses ausgerichtet wurde.

Diskussion

Die vorliegende Untersuchung beschäftigte sich mit der Frage, wie Hausmütter in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts im Rückblick berufsbezogene Entwicklungen in Pflegeeinrichtungen im Gedächtnis behalten haben. Anhand der erinnerten Geschichte zur Hausmutter-Funktion kann interpretiert werden, dass die professionelle Gesundheits- und Krankenpflege in Wohn- und Hausgemeinschaften vor allem in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts an Bedeutung gewonnen hat. Mithilfe der vorliegenden Untersuchung konnte aufgezeigt werden, dass sich das Leben in den diakonietypischen *Betriebsfamilien* zugunsten eines freieren und autonomeren Lebensstils veränderte, was jedoch zur Folge hatte, dass die Bedeutung der Hausmutter-Funktion innerhalb der diakonietypischen *Betriebsfamilie* verblasste, und was für die Hausmütter selbst mit Verlust ihrer Machtfunktion einherging. Die Befragten erinnerten sich, dass ihr Dienstverhältnis für die Pflege-

häuser in Bethel nicht mehr tragbar war. Einerseits konnte nicht quasi ohne Lohn gearbeitet werden, andererseits ließ sich die machtvolle Funktion der Hausmutter gegenüber verschiedenen Berufsgruppen nicht mehr rechtfertigen. Die vorliegenden Ergebnisse zeigen, dass Hausmütter vielfach pflegebezogene Aufgaben erfüllten. Sie förderten die Gesundheit der im Haus Lebenden, beugten gesundheitlichen Schäden vor und unterstützten die Mitglieder der «Familie» in der Behandlung und den Therapien, womit sich ein Bezug zur Definition einer professionellen Pflegepraxis herstellen lässt (Spichiger, Kesselring, Spirig & De Geest, 2006). Fünf der befragten Hausmütter verfügten über eine fachpflegerische Qualifikation und waren weitestgehend für die pflegerische Versorgung im Haus verantwortlich. Damit waren sie zuständig für das erste Reagieren in Notsituationen und für das Wohlbefinden derjenigen, die im Haus lebten. Dass die Befragten mit der Präsenz und allumfassenden Verantwortung an ihre Grenzen kamen und überfordert waren, zeigen die Belege der vorliegenden Untersuchung deutlich. Eine Befragte legte ihre Funktion bewusst aus gesundheitlichen Gründen nieder, andere versuchten, sich mithilfe vorhandener Fähigkeiten dem System entsprechend anzupassen. Anhand der Ergebnisse kann interpretiert werden, dass es mit der Verteilung der Verantwortung in Zuständigkeiten zu Veränderungen und zu Neuaufteilungen der Aufgaben von Hausmüttern kam. Nun waren sie als Hausmütter nicht mehr allumfassend mit dem Hausvater zusammen verantwortlich, sondern ihr Handeln beschränkte sich auf bestimmte, allerdings nicht klar definierte Zuständigkeiten.

Es kann interpretiert werden, dass nicht allen Hausmüttern wohl dabei war, sich als Hausmutter ansprechen zu lassen, und dass sie die Anredeform

auf den Familiennamen wechselten. Nach Meißner (2004) wird mit der Wahl der Anredeform soziale Wirklichkeit gestaltet. Demnach sollte die Wahl der Anredeform unter den Aspekten Macht gegenüber Distanz sowie Entwürdigung gegenüber Respekt betrachtet werden. Über die Anredeform zwischen dem «Du» und dem «Sie» lassen sich Hierarchie, Macht und Gleichstellung sowie Nähe und Distanz verdeutlichen. Mit den Entwicklungen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde die Hausmutter-Funktion aufgrund ihrer machtvollen Position zunehmend infrage gestellt. Die Entwicklungen, die zur fehlenden Anerkennung führten, können vor dem Hintergrund der Debatte um die Akademisierung der Pflege betrachtet werden, die sich vor allem gegen Ende der 1980er-Jahre entwickelte (Weidner, 2004). Demnach kann auch interpretiert werden, dass die gesellschaftlichen Erwartungen an die Rolle einer Hausmutter nicht zu dem Bild passten, welches die Hausmütter von sich selbst hatten. Die Ergebnisse zeigen, dass sich Hausmütter mehr Anerkennung für ihre Funktion gewünscht haben. Die Kategorie der fehlenden Anerkennung impliziert, dass Hausmütter hinsichtlich ihrer Arbeitskraft ausgebeutet wurden.

Hausmütter erhielten für ihre Arbeit und ihre Kompetenz als Pflegenden, als Wirtschafterin oder Pädagogin lange keinen Lohn und bis heute wird kaum über die bedeutungsvolle Position reflektiert, die Hausmütter in einer Vielzahl von Pflegehäusern innehatten. Es ist anzunehmen, dass ohne ihre vergleichsweise gering entlohnte Arbeitskraft Hauselternfamilien nicht so lange hätten bestehen können. Die Tatsache, dass eine Hausmutter Ende der 1970er-Jahre ein Monatsgehalt von 28,44 Deutsche Mark erhielt, lässt die Anerkennung erahnen, die man dem Aufgaben- und Verantwortungsbereich

einer Hausmutter zusprach. Der Leitspruch: «Mein Lohn ist, dass ich darf», prägte frühere Hausmütter, und insgesamt wurden die Erinnerungen an die Lohnfrage unterschiedlich bewertet, was auch in der Retrospektive von Stiefel (1998) und Sprinz (1998) zu sehen ist. Nach der Untersuchung von Fuchs (1996) war es für jene Hausmütter schwer, die frühzeitig ihren Mann verloren hatten, da sie keinen Lohn für ihre Arbeit erhielten und aufgrund fehlender Rente am Existenzminimum leben mussten. Der fehlende Arbeitsvertrag für Hausmütter stellte eine Lücke im Arbeitnehmerrecht dar. Ordnung und Hierarchie waren das Fundament, auf dem Hausmütter existieren konnten. Hausmütter konnten auf unterschiedliche Art und Weise von dem System profitieren, und sie zogen auch ihren Nutzen daraus, was sich in den Ergebnissen in Bezug auf die Freiräume, die sie in vielen Bereichen hatten, widerspiegelt. Ihre machtvolle Position und die Anerkennung, die sie als Hausmutter erlangten, genügte für eine lange Zeit, das System der Hauselternfamilie aufrechtzuerhalten.

Die Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung zeigen, dass es einigen Befragten gelungen ist, Änderungen im Arbeitsvertrag zu erwirken, um im Rahmen der Möglichkeiten einen Lohn zu erhalten, der ihre Arbeit entsprechend würdigte. Das war bei den Befragten möglich, die nicht direkt in Bethel, sondern in Einrichtungen beschäftigt waren, die mit Bethel einen Entsendungsvertrag für Hauseltern geschlossen hatten. Damit veränderten sich für einzelne Hausmütter die Funktionsbeschreibung und somit auch die Zuschreibung der Bedeutung der Hausmutter-Funktion. Ein bedeutender (Macht-)Faktor, der sich kaum aus anderen Quellen ableiten lässt, war das Wohnen im Haus der Anstalt. Die ständige Präsenz der Hausmütter führte oftmals zu Spannungen und Konflik-

ten innerhalb der Hauselternfamilie, was sich möglicherweise auch auf die Mitglieder der «Familie» übertrug. Der Vorteil lag demnach in (sehr) kurzen Wegen von Informationen an die Hauseltern. Hauseltern konnten sich aufgrund ihrer ständigen Präsenz im Haus schwer von der «Familie» abgrenzen, was wiederum Auswirkungen auf die Privatsphäre und das eigene Familienleben hatte. Es kann interpretiert werden, dass die Herausforderung, den Alltag zu bewältigen, mit einer komplexen, professionellen Pflegepraxis zugekommen hatte. Die fehlende Distanz zur Einrichtung konnte dazu beitragen, dass sich die Identifikation der Hausmütter mit dem eigenen Aufgaben- und Verantwortungsbereich verstärkte. Bedeutsam erscheinen der Sinn, den Hausmütter in ihrer Arbeit sahen, und der Glaube an die Bedeutung ihrer Funktion, der sie auch in schweren Zeiten ihr verantwortungsvolles Tätigkeitsfeld bewältigen ließ. Pflege ist ein Beziehungsprozess, der auf Vertrauen beruht. Er impliziert einen Privatbereich, der räumlich abgegrenzt ist. Fehlende Distanz, ein nicht klar definierter Aufgaben- und Verantwortungsbereich sowie eine fehlende Anerkennung durch nicht entsprechende Entlohnung konnten dazu führen, dass Burnout-Symptome verstärkt wurden, die schlussendlich in ein Burnout münden konnten, was die Untersuchung an einem Beispiel zeigen konnte. Siegrist (1996) zeigt in seiner Theorie das Verhältnis zwischen Aufwand und Ertrag auf. Bei einem ungleichen Verhältnis zwischen der Motivation für eine Aufgabe und der Belohnung dafür ist die Gefahr eines Burnouts groß, was sich bei Pflegenden heute in ähnlicher Weise zeigt (Schulz, Damkröger, Heins, Wehlitz, Löhr, Driessen et al., 2009). Aus den vorliegenden Ergebnissen kann interpretiert werden, dass Hausmütter in der Zeit ihres Wirkens für eine Vielzahl von

Menschen Verantwortung trugen und diese auch pflegerisch versorgten und betreuten. Allerdings ist ihre tägliche Arbeit kaum benannt worden, was schlussendlich dazu führte, dass es die diakonietypische Hausmutter-Funktion heute nicht mehr gibt.

In neueren Wohn- und Gemeinschaftskonzepten taucht die Grundidee gemeinschaftlichen Wohnens wieder auf, was an die Grundidee des von Bodelschwingh erinnert, kleinere Wohneinheiten, für 6 bis 12 Personen zu bilden (Busch, 1992). Die Bedeutung der Hausmutter die aktuell in der Literatur im Rahmen von Cantous (Fiedler, 2002; Knauf, 2002; Eurofound, 2007) diskutiert wird, hat wenig mit der diakonietypischen Hausmutter-Funktion des 20. Jahrhunderts zu tun, dennoch ist das Wissen um die damalige Hausmutter in diakonietypischen Betriebsfamilien von großer Bedeutung. Mit der Anzahl der älter werdenden Menschen und dem pflegerischen Bedarf, der sich mit der demografischen Entwicklung ergeben wird, können uns die Ergebnisse dafür sensibilisieren, dass es heute wichtiger denn je ist, das Handlungs- und Verantwortungsfeld der Pflege transparent zu machen, Pflege gesellschaftlich zu positionieren und ihre Eigenständigkeit in Abgrenzung zu anderen Professionen entsprechend hervorzuheben.

Schlussfolgerungen

Der Verlust von Macht und Herrschaft früherer Hausmütter ging einher mit einer Zeit des Umbruchs in der Pflegegeschichte, in der die Professionalisierung der Pflege an Bedeutung gewann. Die Konflikte, mit denen sich Hausmütter besonders in der letzten Phase ihrer Funktion auseinandersetzen mussten, können uns heute dafür sensibilisieren, die Logik sich wechselseitig pflegender Gemeinschaften in

Betriebsfamilien zu analysieren, die Zusammenarbeit mit anderen Berufsgruppen positiv zu bewerten, um sich nicht in der eigenen «Spezialität» zu verlieren. Vor dem Hintergrund der immer älter werdenden Gesellschaft wächst der Bedarf an pflegerischer Versorgung, was es notwendig macht, dass sich die professionelle Pflegepraxis deutlich positioniert.

Grenzen in der Gesamtstudie

Eine Schwäche in der Gesamtstudie besteht darin, dass es nicht immer möglich war, das Gespräch ausschließlich auf die Fragestellungen zu lenken. Während der Interviews sprachen vielmals die Hausväter, so dass ein gezieltes Nachfragen nach Erinnerungen zur Hausmutter-Funktion nötig war. Grenzen können darin gesehen werden, dass die Stellung der Hausmütter in dem System der Hauselternfamilie aus retrospektiver Sicht von den Mitgliedern der Hauselternfamilie so gut wie nie als ein Problem angesprochen worden ist. Des Weiteren konnten neben Hausmüttern und Hausvätern nur leibliche Töchter ehemaliger Hauseltern befragt werden; die Perspektive von leiblichen Söhnen ehemaliger Hauseltern fehlt gänzlich (Händler-Schuster et al., 2012a). Ebenso fehlt die Perspektive von Mitarbeitenden, die durch ihre Erinnerungen das Gesamtbild betriebsfamiliärer Systeme sicher vervollständigt hätten. Die erinnerte Geschichte der Zeitzeug(inn)en lässt keine Interpretation zu, wie pflegebezogene Aufgaben am Bett durchgeführt wurden (Händler-Schuster et al., 2011; Händler-Schuster 2012a, 2012b). Die Bewohner(innen), die befragt worden waren, konnten sich nur wenig an die Hausmutter erinnern und die Funktion der Hausmutter wurde häufig erst nach gezieltem Nachfragen geschildert. Möglicherweise haben die Diskussionen um die Fürsorgeproblematik die Erzählintensität beein-

flusst, da dieses Thema in allen Interviews aufkam.

“My reward is being able to serve”.

Housemothers' retrospective memories of the loss of power of their position in houses “for the sick and needy”

between 1945 and 1995

Institutional families were widespread in the 20th century. As there is very little empirical material on the function of the housemother, a qualitative study was launched to explore members' memories of the function of the housemother between 1945 and 1995 and how communal life in the institutional families of the period was possible. The study was methodologically oriented towards oral history techniques and the principles of Grounded Theory as well as towards sequential line by line analysis.

For the purposes of this article, the interviews with nine housemothers were selected from the interviews conducted for the wider study (n = 42). The central question concerned how housemothers experienced professional developments in retrospect and the influence these had on the function of the housemother. The interviews resulted in the definition of three phases which the housemothers passed through during their role as housemother. This article describes the third phase: “Leaving the function of the housemother – lost and frustrated power and dominance”. Housemothers were not only housekeepers but also carers. Together with their husbands, they represented the heads of their institutional families. Housemothers found living in one house

with the other members of the “family” a burden, but at the same time they benefitted from the great freedom they had. This aspect is described using the core categories of power and dominance.

Key words: institutional families, housemother, houseparent, nursing history, professionalisation

Literatur

- Behrens, J.; Langer, G. (2004). Evidence-based Nursing. Vertrauensbildende Entzauberung der Wissenschaft. Bern: Hans Huber.
- Behrens, J. (2008). Orte der Pflege 2 (Unveröffentlichtes Manuskript, Halle, Saale).
- Behrens, J.; Weber, A.; Schubert, M. (Hrsg.) (2012). Von der Fürsorglichen Bevormundung über die organisierte Unverantwortlichkeit zur professionsgestützten selbstbestimmten Teilhabe? Beiträge zur Transformation des Gesundheits- und Sozialsystems nach 1989. Barbara Budrich: Opladen.
- Benad, M. (2006). Religiöse Grundlagen. In: Benad, M.; Schmuhl, H.-W. (Hrsg.). Bethel-Eckartsheim. Von der Gründung der ersten deutschen Arbeiterkolonie bis zur Auflösung der Teilanstalt (1882 – 2001). Stuttgart: Kohlhammer.
- Benad, M. (2008). Auf dem Weg zur religiösen Selbstverantwortung. Zum Wandel der religiösen Alltagskultur in diakonischen Einrichtungen nach 1945. Journal of Religious Culture, 2008, Nr. 101. S. 4–9.
- Bortz, J.; Döring, N. (2006). Forschungsmethoden und Evaluation für Human- und Sozialwissenschaftler. 4. Aufl. Berlin: Springer.
- Busch, J. (1992). Familiäre Strukturen in der Diakonie. Vortrag bei der In-

tern. Konferenz theol. Mitarbeiter in der Diakonie am 22. Mai 1992 in Meisenheim bei Bad Kreuznach, unveröffentlichtes Manuskript.

Charmaz, K. (2006). Constructing Grounded Theory: A Practical Guide Through Qualitative Analysis. London, SAGE Publications Ltd.

Corbin, J. M. (2002). Forcing vs. Emergent: Line by Line Analysis. Paper Presented in Halle, Germany September 27. In: Behrens, J. (Hrsg.). Hallesche Beiträge zu den Gesundheits- und Pflegewissenschaften. 3. Jahrgang. <http://digital.bibliothek.uni-halle.de/pe/content/titleinfo/2253> [12.2009].

Eurofound (2007). Le Cantou de Rueil-Malmaison. <http://www.eurofound.europa.eu/areas/socialprotection/casestudies/france.htm> [12.2011].

Faensen, M. (2007). Pflegekonzept advita Pflegedienst GmbH der ambulanten Wohngemeinschaft für an Demenz erkrankte Menschen Chemnitz. Unveröffentlichtes Manuskript.

Fiedler, S. (2002). Übersicht über die Wohn- und Betreuungsformen älterer Menschen in der Bundesrepublik Deutschland unter besonderer Betrachtung dementiell Erkrankter. Studienarbeit. GRIN Verlag.

Flückiger, K.; Widmer-Huber, T. (2006). Neue Wohnprojekte braucht das Land. Wohnmodelle und Gemeinschaften mit diakonischem, pädagogischem, therapeutischem Auftrag. Ein Handbuch für amtierende und künftige Hauseltern und LeiterInnen. 4. Aufl. Schribschtell Altstetten, Zürich, Riehen.

Frick, R. (2002). Die ersten 100 Jahre. In: Bauer, H.; Buntrock, A.; Frick, R.; Jürgenbehning, H.; Neumann, R.; Rosemann, H.; Steinbrück, J. (Hrsg.). Was kann aus Nazareth Gutes kommen? Aus der 125-jährigen Geschichte der Diakonischen Gemeinschaft und Westfälischen

- Diakonenanstalt Nazareth/Bethel. Bethel-Beiträge 58. Bethel-Verlag, Bielefeld. S. 9–66.
- Fuchs, K. (1996): «... aber es war gut! ...» Narrative Interviews mit ehemaligen Hausmüttern in einer diakonischen Einrichtung. Unveröffentlichte Diplomarbeit im Diplomstudiengang Erziehungswissenschaften, Bielefeld.
- Glaser, B. G.; Strauss, A. L. (2008). Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. Bern: Hans Huber.
- Hackmann, M. (1999). Interviews in der historischen Pflegeforschung. *Pflege*, 12, 28–33.
- Händler-Schuster, D. (2011). Betriebsfamiliale Systeme am Beispiel der Hausmutter-Funktion 1945–1995. Eine hermeneutisch-interpretative Studie über das retrospektive Erleben ehemaliger Hausmütter in Häusern für «Kranke und Pflegebedürftige» in einer diakonischen Anstalt – Methodisch angelehnt an den Ansatz der Grounded Theory. *Pflege*, 24 (4), 271–272.
- Händler-Schuster, D.; Schulz, M.; Behrens, J. (2011). «... und dann fiel ich aus allen Wolken – das war tiefste Pionierarbeit». Betriebsfamiliale Systeme am Beispiel der Hausmutter-Funktion – Methodisch angelehnt an den Ansatz der Grounded Theory. In: *Pflegewissenschaft*; Jg. 13, 7–8, 404–412. Heft 7–8, S. 404–412.
- Händler-Schuster, D.; Schulz, M.; Behrens, J. (2012a). Before Empowerment: residents' memories of the role of the housemother in diaconal residential care settings in Germany 1945–1995. *Journal of Psychiatric and Mental Health Nursing*. Epub ahead of print.
- Händler-Schuster, D.; Schulz, M.; Neumann, R.; Behrens, J. (2012b). Wie sich Frauen an den Weg zur diakonietypischen Hausmutter-Funktion zwischen 1945 und 1995 erinnerten. *Geschichte der Pflege- Das Journal für historische Forschung der Pflege- und Gesundheitsberufe*, 2/12. S. 98–106.
- Häusler, M. (2007): Wichern und die männliche Diakonie. In: Herrmann, V.; Gohde, J.; Schmidt, H. (Hrsg.). *Johann Hinrich Wichern – Erbe und Auftrag. Stand und Perspektiven der Forschung*. Bd. 30. Heidelberg, Universitätsverlag Winter GmbH, S. 181–190.
- Heinz, W. R.; Behrens, J. (1991). Statuspassagen und soziale Risiken im Lebensverlauf; das Forschungsprogramm des Sfb 186. *Bios, Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*, 4, 121–139.
- Keddy, B.; Cable, B.; Quinn, S.; Melanson, J. (1993). Interrupted work histories: retired women telling their stories. *Health Care Women International*, 14 (5), 437–46.
- Knauf, A.-F. (2002). Geteilte Verantwortung. *Altenpflege*, 27, H. 5, 48–49.
- Lamnek, S. (2005). *Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch*. München: Psychologie Verlag Union.
- Mayring, P. (2002). *Einführung in die qualitative Sozialforschung*. Weinheim: Beltz.
- Meißner, A. (2004). Die Problematik der Anrede Du vs. Sie zwischen Pflegepersonal und Patientinnen/Patienten in Deutschland. *Pflege*, 2 (17), 73–77.
- Meyer zu Bargholz, M.; Bensiek, H.; Egli, U.; Gößling, J.; Gysae, W.; Hentig, G.; Herrlich, H.; Hoffmann, E.; Jaeger, H.; Funke, A.; Kießling, H.; Peterkord, A.; Ronicke, U.; Ruhbach, G.; Stegmann, H.; Türpitz, H.; Wessel, V. (1975). *Begegnung der Geschlechter. Richtlinien für Mitarbeiter und Patienten*. Sonderdruck aus dem Informationsblatt für Mitarbeiter der v. Bodelschwingschen Anstalten. *Der Ring*, Nr. 7–8.
- Neumann, R. (2010). Die Westfälische Diakonenanstalt Nazareth 1914–1954. *Jahrzehnte der Krise*. Bielefeld, Luther Verlag, S. 26–31; S. 85–100.
- Obst, H. (2002). A. H. Francke und die Franckeschen Stiftungen in Halle. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Oevermann, U. (1997). Theoretische Skizze einer revidierten Theorie professionalisierten Handelns. In: Combe, A.; Helsper, W. (Hrsg.). *Pädagogische Professionalität*. Frankfurt/Main: Suhrkamp. S. 70–140.
- Randzio, B. (2008). Von der Dienstgemeinschaft zur Teamarbeit. Die Reform der Psychiatrie in den v. Bodelschwingschen Anstalten Bethel 1967–1996. In: Hey, B.; Wittmütz, V. 1968 und die Kirchen. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte. S. 149–161.
- Richter, A. (2008). Das Leben in einer Hausgemeinschaft. *Österreichische Pflegezeitschrift*, 12.
- Sattler, D. (2007). Johann Hinrich Wichern: Von Christus begeistert – ein wacher Zeitgenosse. In: Herrmann, V.; Gohde, J.; Schmidt, H.: *Johann Hinrich Wichern – Erbe und Auftrag. Stand und Perspektiven der Forschung*. Band 30. Heidelberg: Universitätsverlag Winter GmbH.
- Schulz, M.; Damkröger, A.; Heins, C.; Wehlitz, L.; Löhr, M.; Driessen, M.; Behrens, J.; Wingenfeld, K. (2009). Effort-reward imbalance and burnout among German nurses in medical compared with psychiatric hospital settings. *Journal of Psychiatric and Mental Health Nursing*, 4 (16), 225–233.
- Siegrist, J. (1996). Adverse Health Effects of High-Effort/Low-Reward Conditions. *Journal of Occupational Health Psychology*, 1 (1), 27–41.
- Silvermann, D. (2006). *Interpreting Qualitative Data. Methods for Analyzing Talk, Text and Interaction*. Third Edition. Chapter 9: Research

- Ethics. London, SAGE Publication Ltd.
- Spichiger, E.; Kesselring, A.; Spirig, R.; De Geest, S. (2006). Professionelle Pflege – Entwicklung und Inhalte einer Definition. *Pflege*, 19 (1), 45–51.
- Sprinz, M. (1998). Frau Maria Sprinz berichtet über 14 Jahre Arbeit in einem Kinderheim. In: Cohrt, L.; Quentmeier, I.; Rosenmann, U.; Weduwen, M.: *Frauengeschichten*. Diakonische Gemeinschaft Nazareth.
- Stiefel, A. (1998). Frau Anneliese Stiefel erzählt von ihrem Leben in Afrika, in Bethel, in Palästina und an anderen Orten. In: Cohrt, L.; Quentmeier, I.; Rosenmann, U.; Weduwen, M.: *Frauengeschichten*. Bethel bei Bielefeld Diakonische Gemeinschaft Nazareth.
- Strauss, A.; Corbin, J. (1996). *Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Tegtmeyer, P. (1948). *Brüdererrat der Diakonenanstalt Nazareth* (Hrsg.). *Wir werden seine Wunder sehnen! Erinnerungen und Erfahrungen aus der Geschichte des Bruderhauses Nazareth von 1923–1948*. Herausgegeben vom Brüdererrat der Diakonenanstalt Nazareth, Bethel bei Bielefeld.
- Weidner, F. (2004). *Professionelle Pflegepraxis und Gesundheitsförderung*. Eine empirische Untersuchung über Voraussetzungen und Perspektiven des beruflichen Handelns in der Krankenpflege. Frankfurt/Main: Mabuse.
- Wensierski, P. (2006). *Schläge im Namen des Herrn. Die verdrängte Geschichte der Heimkinder in der Bundesrepublik*, München: Deutsche Verlagsanstalt.

Was war die größte Herausforderung bei Ihrer Studie?

Negative Schlagzeilen in den Medien über Institutionen der Diakonie erschwerte die Kontaktaufnahme zu Zeitzeug(inn)en.

Was wünschen Sie sich bezüglich der Thematik für die Zukunft?

Familienmodelle von heute müssen professionelle Pflege benennen und diese anerkennen.

Was empfehlen Sie den LeserInnen zum Weiterlesen/Vertiefen?

Es existieren weitere Publikationen aus der Gesamtstudie. Über die Geschichte der Gesundheitssysteme in Deutschland und Europa nach dem Systemumbruch von 1989 berichten Behrens et al., 2012.



Korrespondenzadresse

Dr. Daniela Händler-Schuster
(Dr. rer. medic., RN)
Dozentin Forschung und
Entwicklung Pflege
ZHAW Zürcher Hochschule für
Angewandte Wissenschaften

Department Gesundheit
Institut für Pflege
Technikumstraße 71
8401 Winterthur

Daniela.Haendler-Schuster@zhaw.ch